Die Reise nach Ikarien.

Roman von H. Leichmann.

(5. Fortsetzung.)

Martina lief ihnen nun mit wirklicher Freude entgegen. Es waren gute, liebe Freunde von Wien her, und mit ihrem Anblick kamen all die Erinnerungen an die fröhliche Vaterstadt wieder, an die Freuden des Großstadtlebens, des Reichtums. Sie schüttelte der Gräfin lachend die Hand, ließ sich von Graf Erich die Fingerspitzen küssen und wandte sich dann zu Velten um. Der hatte sich nicht viel um die Fremden gekümmert. Er saß mit kühlem Gesicht vor seiner Staffelei und malte ruhig weiter.

Martina stellte vor, und die Gräfin hielt ihr Lorgnon vor die Augen und trat zu dem Bilde. Interessiert sah sie dem Maler eine Weile zu und ließ ein paar Bemerkungen fallen, die von ihrem Kunstverständnis zeugten. Martina fragte jetzt:

„Aber, bitte, erklären Sie mir nun, liebste Gräfin, woher Sie kommen! Ausgerechnet hierher in das Nest."

Graf Erich, ein junger Lebemann wie hundert andere, versuchte zärtlich in Martinas goldbraune Augen zu sehen. Dabei näselte er:

„Wir wußten doch, Sie sind hier! Und wären Sie auch in der Wüste"...

„Na, na," machte das junge Mädchen, „wer das glaubt! Sagen Sie mir, liebste Gräfin"...

Die wandte sich nun von dem Maler ab, der noch nicht zehn Worte gesprochen hatte. Ganz ernsthaft bestätigte sie:

„Sicher sind wir Ihretwegen hier, liebes Kind. Und wir haben keine andere Absicht, als Sie ein wenig zu entführen. Wir sind bei Graf Schaffgotsch in Wildschütz zu Besuch, und da machten wir die kleine Reise hierher. Wir waren erst bei Ihrer Frau Tante, und die wies uns hierher. Da sind wir nun, und Sie müssen mit. Wir bleiben noch zwei Tage auf Schloß Wildschütz und reisen dann für ein paar Wochen nach Bad Reinerz. Sie nehmen vorläufig ein paar der nötigsten Sachen mit, das andere lassen Sie sich nachschicken. Widerspruch gibt's nicht."

Martina stand zweifelnd. Sollte sie die begonnene Frühlingsidylle unterbrechen? Sie sah zu Velten hin. Der hatte sie einen kurzen Augenblick lang bang forschend angesehen, jetzt waren seine Augen tief auf die Leinwand gesenkt. Kein Zug in seinem stolzen, kühlen Gesicht verriet, was er dachte und wünschte. Es war ihm scheinbar gleichgültig, was sie tat. Sie warf trotzig die Lippen auf. Vielleicht war er sogar froh, wenn er ein wenig Ruhe vor ihr hatte. Er hätte doch sonst protestieren können. Nun fuhr sie gerade mit. Es lockten sie auch die lange entbehrten Zerstreuungen der großen Welt, die Huldigungen der Männer, der vornehmen Welt. Sie sagte rasch zu. Sie sah dabei auf Velten, dessen Lippen jetzt ein leises, ironisches Lächeln umspielte. Sie sah nicht, daß Schmerz und Bitterkeit in dem Lächeln lagen, sie sah nur die Ironie. Da sagte sie laut:

„Ja, ich komme sehr gern mit. Ich langweile mich ja zum Sterben hier in dem Neste. Wir fahren doch gleich?"

„Sofort, meine Liebe. Nur einen Moment Geduld. Der Chauffeur richtet nur eine Kleinigkeit an dem Auto, wie Sie sehen. Unterdessen können wir in dem idyllisch gelegenen Gasthause eine kleine Erfrischung nehmen. Sie halten mit, Martina?"

„Ich komme nach. Ich hole nur die Sachen, die ich da oben auf dem Felsen deponiert habe."

„Aber das kann Ihnen mein Sohn besorgen, oder vielleicht ist Herr Velten so liebenswürdig?"

„Nein, Gräfin, ich muß selbst gehen. Ich habe so meine verschiedenen Schlupfwinkel für die Sachen, ich möchte nichts vermissen."

Die Gräfin und ihr Sohn schritten langsam dem Gasthause zu, und Martina eilte den Weg zum Felsen hinan. Es war eine Ausrede gewesen, denn jeder andere hätte den Schal, die Bücher und die übrigen Gegenstände holen können. Oben blieb sie einen Augenblick stehen und horchte herzklopfend den Weg hinab. Dann ging ein triumphierendes Leuchten über ihr Gesicht: Velten kam ihr nach. Das hatte sie gewollt. Sie nahm scheinbar gleichgültig die umherliegenden Dinge an sich und sah erst auf, als der Maler vor sie hintrat.

„Fräulein Martina — wie können Sie uns so verlassen? Hatten Sie keine so große Sehnsucht?"

Er schien ihr blasser als sonst, und seine Lippen zuckten ein wenig. Sie stand unschlüssig vor ihm. Es war lautlos still um sie. Die Fichten versperrten jeden Ausblick von unten her, und nur der tiefblaue Himmel sah zu ihnen hernieder. Velten sagte wieder, da Martina schwieg:

„Warum wollen Sie fort? Und wann kommen Sie wieder? Was werden wir unterdessen beginnen — der Onkel Fritz — wir alle?"

„Ach ja, der Onkel Fritz! Ich vergaß ganz. Gestern gab er mir diesen alten Georgstaler — ich versprach, ihn nach Wien zu senden, um ihn prüfen zu lassen. Er ist natürlich nicht echt, doch will ich ihm eine Freude machen. Ich will ihm sagen, er sei echt, und man will ihn von ihm erwerben. Da darf er aber die Münze nicht mehr bei mir sehen. Möchten Sie sie zu sich nehmen? Vielleicht als Andenken an mich und an die wenigen Frühlingsstunden?"

Sie hielt ihm den Taler entgegen, und er griff hastig danach. „Ich nehme ihn gern, Fräulein Martina — er wird ein Bürge sein, daß Sie bald wiederkehren. Ich werde ihn stets bei mir tragen — nichts soll mich von ihm trennen." Martina wurde es beklommen zumute. Velten war so ernst, so eigentümlich. Sie sagte: „Ich muß nun gehen — auf Wiedersehen!"

Er küßte ihr nicht die Hand, wie es der Graf getan. Aber er drückte fest und warm ihre Finger. Dann lief sie den Weg hinab, und Velten blieb regungslos stehen. Er stand noch immer, als das Automobil fauchend die gelbe Landstraße zwischen den grünen Wiesen dahinsauste. Dann kehrte er mit finsterem Gesicht zu seinem Bilde zurück. Den alten Taler steckte er in sein Portemonnaie und saß dann lange gedankenvoll vor der verschwindenden Landschaft mit den grauen Stämmen. Dann sagte er leise vor sich hin:

„Ich fliege, mir scheint, wieder einmal zu hoch. Eine leidige Angewohnheit! Ein unglückseliges Erbe!"

* * *

Gerta Heide stand aufatmend vor den fertigen Räumen. Ja, nun hatten sie ein anderes Aussehen, die düsteren, schattigen Zimmer. Sie war nicht enttäuscht gewesen, wie es ihr Mann gefürchtet hatte. Sie liebte die alten, winkeligen Häuser und hatte schon immer den Wunsch gehegt, in einem solchen zu wohnen. Und der alte, herrliche Garten! Da konnte man an hundert Plätzen sinnen und träumen, wie sie es so gern tat. Nur eines gefiel ihr nicht, das war die Frau des Hauses, der Fabrik. Sie hatte sie am Bahnhof empfangen, was sicher sehr aufmerksam war. Doch ihre Blicke hatten bei der Begrüßung so drohend, so haßerfüllt auf ihr geruht, daß Gerta ein leiser Schauer über die Glieder rann. Was hatte sie dieser Frau getan, daß sie ihr die Abneigung bei jeder Begegnung so offen zeigte? Zu ihrem Manne sprach sie nicht davon. Er war ganz bei seiner Arbeit und hatte sich Hals über Kopf in eine Flut von Aenderungen gestürzt. Sie sah ihn kaum mehr, höchstens nur bei Tische. Und da sprach er von nichts anderem als von den neuen Systemen der Zettelmaschinen, von Webstühlen und neu einzuführenden Jacquardmaschinen. Und wenn sie ihn verständnislos ansah und nicht begreifen wollte, sagte er:

„Kind, du weißt nicht, was das für Reiz für mich hat: dieses Einfahren in ein neues Gleis. Ich möchte von früh bis abends ändern, verbessern. Denn es ist alles in einem erbarmungswürdigen Zustand. Die Frau führt ein eigenwilliges und, wie mir scheint, unvernünftiges Regiment. Keiner darf seine Meinung abgeben. Nicht einmal der Obermeister Velten, die Seele des ganzen Betriebes. Nun, ich kehre mich nicht viel an ihre Blicke. Ich habe ihr Wort: ich darf ändern."

Gerta vermißte vorderhand ihren Mann nicht. Die neue Umgebung, die malerische Stadt, die fremden Menschen interessierten sie ungemein. Jeden Abend, wenn ihr Mann noch vergraben in seine Bücher saß, lief sie ins Freie hinaus, mit trunkenen Augen umherblickend, jede Schönheit, jede Stimmung der Landschaft durstig in sich aufnehmend. Sie konnte nicht schnell genug gehen, nicht viel genug auf einmal sehen. Jeder neue Weg bereitete ihr einen geistigen Genuß. Sie hätte am liebsten alles gemalt, es war eine drängende Sehnsucht in ihr, auf irgendeine Schönheit festzuhalten. Doch malen konnte sie nicht, nicht das einfachste Bild. Das bereitete ihr fast körperliche Schmerzen. Und sie wußte kein anderes Mittel, keinen anderen Weg.

Es war heiße Nachmittagsstunde. Die beiden kleinen Knaben Gertas schliefen mit roten Wangen im grün-dämmerigen Kinderzimmer. Die Fenster standen offen, und die heiße Mittagsluft strömte herein. Gerta ging ruhelos durch die Räume. Sie hätte gern einen vertrauten Menschen um sich gehabt, sie fühlte sich zum erstenmal einsam in der fremden Stadt. Ob die schöne Nichte Frau Langenscheits schon zurück war? Man erwartete sie täglich. Gerta war neugierig auf das reiche Mädchen. Wie sie sich zu ihr stellen würde? Ob auch so unbegreiflich feindselig wie die Tante?

Der Garten lag einsam und schattig im Sommerglanz. Da ging Gerta hinaus und wanderte plötzlich in den Gängen herum. Da sah sie zwischen dem Grün einer Jasmingruppe eine Hängematte schaukeln, und darin lag ein Mädchen mit blondem, krausen Haar. Sie lag träumend, mit großen, offenen Augen.

Gerta trat leise herzu. Und da richtete sich die schlanke Mädchengestalt empor und sah die fremde Frau fragend an. Frau Gerta war nicht eigentlich schön, doch von vornehmem, vergeistigtem Aeußeren. Das dunkle, schlichte Haar rahmte ein schmales, feines Gesicht mit regelmäßigen Zügen und grauen, verträumten Augen ein. Martina kam die lautlose Erscheinung fast unheimlich vor. Sie sprang aus der Hängematte, und Gerta sagte bedauernd:

„Schade, daß ich Sie störte, es war ein schönes Bild. Sie sind die Nichte Frau Langenscheits?"

„Ja, ich bin Martina Strohall. Und Sie sind Frau Heide?"

„Ja, Gerta Heide. Ich bin froh, daß Sie im Hause sind, liebes Fräulein, es wäre sonst sehr einsam und düster."

„Aber Sie besitzen doch Mann und Kinder! Zwei so herzige Kerlchen. Ich sah sie gleich gestern bei meiner Ankunft."

„Sie sind noch so klein. Man kann noch nicht viel mit ihnen anfangen. Und mein Mann ist den ganzen Tag in der Fabrik beschäftigt. Waren Sie schon einmal in den Fabrikräumen?"

„Nein, noch nie. Ich nahm es mir zwar immer vor — doch jetzt war ich so lange fort — beinahe einen ganzen Monat. Es war so schön draußen in der Welt. Hier ist es langweilig und einsam. Ich will auch gar nicht lange mehr hier bleiben. Höchstens noch einen Monat. Dann gehe ich mit Bekannten nach Heringsdorf."

„Das ist schade. Sie sind beneidenswert. Ich möchte auch einmal hinaus — mir wird es oft zu eng an einem Orte — ich habe noch nicht viel von der Welt gesehen, trotzdem ich mir's von Jugend auf wünsche. Aber ich weiß auch ganz genau: wäre ich fort, draußen, zöge es mich wieder zu den Meinen zurück. Der Mensch ist nun einmal so. Es lockt ihn immer dem Unbekannten, Unerreichbaren nach."

Die beiden Frauen schwiegen eine Weile, und jede dachte von der anderen: „Wie ist dein innerstes Wesen? Könnte man dir vertrauen?" Und obgleich sie beide aneinander Gefallen fanden, blieb doch ein Rest von Mißtrauen, ein leises, kaum bewußtes Vorurteil zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Geldern.

Zur Zweijahrhundertfeier der niederrheinischen Stadt.

Dieses erinnerungsreiche Jahr hat auch eine schöne Zweijahrhundertfeier für den Niederrhein gebracht: Die Stadt Geldern feierte das Gedächtnis ihrer zweihundertjährigen Zugehörigkeit zu Preußen. Es war ein großer Tag, der feierlich begangen wurde, und der Kaiser, der König von Preußen, hat durch seine Teilnahme die Festfreude des Gedächtnistages erhöht. Der Jubiläumstag war eigentlich schon vorüber, denn die Urkunde, die den Frieden mit Frankreich besiegelte und die Abtretung des sogenannten spanischen Gelderns, auch Oberquartier von Geldern geheißen, festlegte, ist von den preußischen Gesandten bereits am Abend des 11. April 1713 zu Utrecht in der Wohnung des englischen Gesandten Grafen Strafford unterzeichnet worden. Aber die Erinnerungsfeier wurde auf den 4. Juni verschoben, da es erst dann dem Kaiser möglich war, mit der Freude Gelderns die Huldigung seiner preußischen Untertanen entgegenzunehmen.

Gelderns Geschichte ist bunt genug im Wandel der Jahrhunderte gewesen. Zur Zeit der Karolingerherrschaft gehörte es zum Königreich Austrasien, fiel nach dem Untergang der Einheit dieses Königsgeschlechts an Lothringen und kam im Jahre 870 durch den Vertrag von Mersen, der auch Lothringen teilte, an das ostfränkische Teilreich, durch jenen Vertrag, der mit seiner Ergänzung zehn Jahre später durch den Vertrag von Verdun - Ribemont die deutsch-französische Grenze festsetzte. So kam Geldern an Deutschland. Als sich im Laufe des 10. und 11. Jahrhunderts das Territorial - Fürstentum in den deutschen Landen zu entwickeln begann, bekam auch Geldern sein Teilfürstengeschlecht in den Grafen von Geldern und ward nun für lange Zeit der Schauplatz schwerer innerpolitischer Kämpfe, unter denen der Geldernsche Erbfolgekrieg vom Ende des 14. Jahrhunderts besonders hervorzuheben ist. Karl der Kühne von Burgund kaufte dann 1472 das Herzogtum (1330 war Geldern zum Herzogtum erhoben worden), und bald setzte der Kampf Oesterreichs mit Geldern ein, der mit der Geltendmachung der Erbansprüche Maximilians von Oesterreich auf Karls des Kühnen Erbe begann. Aber erst der Vertrag von Gorinchen 1528 brachte Geldern als Lehen an das habsburgische Kaisertum, und wiederum nach langen Kämpfen erst wurde es durch den Vertrag von Venlo am 7. September 1543 endgültig den habsburgisch - burgundischen Niederlanden zugeschlagen. Die Revolution der Niederlande gegen Philipp II. zerriß Geldern; der nördliche Teil bildete von 1579 die Provinz Gelderland der Republik der Vereinigten Niederlande, während der südliche Teil als spanisches Geldern, aber auch, wie schon erwähnt, als Oberquartier von Geldern der spanischen Herrschaft bis eben zum Utrechter Frieden von 1713 verblieb. Noch einmal kam dann das Land durch den Frieden von Basel 1795 zum Teil, durch den Lünevillier Frieden 1801 ganz an eine auswärtige Macht, an Frankreich, bis der Pariser Friede 1814 den alten Zustand wieder herstellte. So kann Geldern fast zu gleicher Zeit mit der Zweihundertjahrfeier eine Hundertjahrfeier begehen.

Die vatikanischen Gärten.

Eine Erweiterung des päpstlichen Besitzes geplant.

Die freiwillige Gefangenschaft der Päpste im Vatikan hat bekanntlich Nachteile im Sommer, wo sich bei der römischen Hitze die geringe Möglichkeit der Bewegungsfreiheit für den Papst, der ja immer in höheren Lebensjahren steht, doppelt bemerkbar macht. Trotz der Ausdehnung der vatikanischen Gärten und trotz der Möglichkeit, provisorisch die Wohnung des Papstes vom eigentlichen vatikanischen Palast in das Gartenhaus Leos IV. zu verlegen, fehlt es innerhalb der vatikanischen Mauer an eigentlichem Baumschatten mit frischer Luft. Es sind infolgedessen bereits seit mehreren Monaten Verhandlungen im Gange, die bezwecken, durch Ankauf eines den Kennern der Umgebung Roms wohlvertrauten Pinienwaldes, der zum Besitze der markgräflichen Familie Sacchetti gehört und vor der Porta Cavaleggeri gelegen ist, den vatikanischen Besitz zu erweitern und dem Papst die Möglichkeit zu schaffen, sich unter alten Bäumen in reiner Luft zu ergehen. Die Schwierigkeit liegt nicht darin, diesen Besitz zu erwerben, da die Familie Sacchetti zu dem papsttreuen katholischen Adel gehört. Schwer hält es dagegen, den Pinienwald dem vatikanischen Besitzkomplex anzugliedern, ohne daß die Exterritorialität unterbrochen wird und der Papst sich etwa über königlich-italienisches Gebiet hinweg zu dem Pinienwald begeben muß.

Es liegen für die Lösung dieses Problems zwei Vorschläge vor, die gegenwärtig erwogen werden. Der eine sieht den Ankauf des Terrains zwischen dem Pinienhain und der vatikanischen Mauer vor, so daß ganz einfach der neue Besitz in den alten einbezogen werden könnte und die Frage damit technisch erledigt wäre; der andere Vorschlag will hingegen, um die hohen Kosten dieses Ankaufes zu ersparen, einen unterirdischen Gang vom Endpunkt des vatikanischen Gartens nach dem neuen Besitz schaffen. Beide Vorschläge haben zweifellos ihre Schwierigkeiten. Aber während der erste, soweit der Ankauf des Terrains in Frage kommt, eine reine Geldfrage ist, könnte die Anlegung eines unterirdischen Ganges unter fremden Privatbesitz hindurch natürlich nur nach eingehenden Verhandlungen mit der italienischen Regierung und wahrscheinlich auch mit der von Herrn Nathan geleiteten römischen Stadtverwaltung in Angriff genommen werden, was beides nicht zu den Anschauungen des Vatikans, wenigstens soweit sie offiziell geäußert werden, paßt. Infolgedessen wird es für wahrscheinlich gehalten, daß man sich den hohen Kosten eines Ankaufes des Terrains zwischen der vatikanischen Mauer und dem Pinienwald Sacchetti unterzieht, um dem Papst einen angenehmen Sommeraufenthalt in der freiwilligen Gefangenschaft zu schaffen.

Allerdings wird bereits von juristischer Seite die Frage aufgeworfen, ob ein einfacher Ankauf neuen Terrains durch den Papst genügt, um diesem dieselbe Extraterritorialität zu schaffen, die 1871 einem ganz bestimmten vatikanischen Besitz zugestanden wurde. Die Frage wird, wie immer man sie theoretisch beantworten mag, praktisch kaum in die Erscheinung treten, da die italienische Regierung keinen Anlaß hat, sich der Ausdehnung der Extraterritorialität auf einen kleinen Pinienhain, bei dessen Ankauf keinerlei politische Gründe mitspielen, zu widersetzen.

Abgeblitzt.

Einer jener französischen Feuilletonschreiber, die ihre Romane von drei oder vier armen Teufeln anfertigen lassen, und die sie keck unter ihren Namen veröffentlichen, spricht auf dem Boulevard in Paris einen Freund an:

„Haben Sie mein neuestes Feuilleton gelesen?"

„Nein, — Sie?"

— Freuden des Adels. — Neugeadelte Frau Kommerzienrat: Wie ich mich freu auf morgen.

Kommerzienrat: Warum erst auf morgen, wir sind doch heute schon geadelt?

Frau Kommerzienrat: Aber morgen werd' ich zum ersten Mal erwachen als „gnädige Frau"!

Mount McKinley.

Eroberung des Bergriesen durch die kühnste Bergsteiger-Gesellschaft.

Der höchste Berg Nordamerikas, Mount McKinley in Alaska, ist nunmehr endgültig erobert worden. In den letzten Jahren wurde freilich schon wiederholt berichtet, daß es gelungen sei, die höchste Spitze des Bergriesen zu erreichen, aber den ersten Nachrichten folgte immer wieder die Enttäuschung auf dem Fuß, so daß die Amerikaner sehr mißtrauisch geworden sind. Diesmal scheint es jedoch sicher zu sein, daß die Forschergesellschaft unter Führung des Archidiakon Hudson Stuck aus Alaska die Tat vollbracht hat, deren Ausführung allen Anstrengungen des Professors Parker von der Columbia - Universität, von Thomas Lloyd und anderen erprobten Bergsteigern nicht gelungen ist, gar nicht zu sprechen von dem „Polarentdecker" Dr. Cook, der einen dicken Band mit der Schilderung seines Aufstieges und der Aufpflanzung des Stern- und Streifenbanners auf der höchsten Spitze veröffentlicht hat, die sich auch hinterher als ein Phantasieprodukt erwies.

Archidiakon Stuck bringt so viel Beweismaterial zurück, daß die nunmehr nicht mehr an der endgültigen Eroberung der Spitze des Kontinents zu zweifeln ist. Die Expedition war mit Karten und Beobachtungsmaterial von Professor Parker ausgerüstet und seit Monaten sorgfältig vorbereitet. Der Archidiakon Stuck, der seit 1904 als Missionär unter den Indianern in Alaska tätig ist, hat als Bergsteiger eine reiche Erfahrung hinter sich; er hat fast alle hohen Spitzen in den Rocky Mountains von Kanada und Colorado und auch viele der höchsten Spitzen in den Alpen erstiegen.

Der Angriff auf den Mount McKinley wurde vom McPhee's Paß in einer Höhe von 9,000 Fuß unternommen, wohin bereits im vorigen September Vorräte geschafft worden waren. In seinem Bericht erklärt Archidiakon Stuck: „Die gegenwärtige Schätzung der Höhe des Gipfels ist über 20,500 Fuß. Wir konnten an allen hervorragenden Spitzen Winkelmessungen vornehmen. Mit Feldgläsern vermochten wir auch deutlich die Fahnenstange zu erkennen, die von der Expedition Thomas Lloyds 1910 auf der Nordspitze errichtet wurde. Nachdem wir unsere Beobachtungen auf dem Gipfel beendet hatten, hißten wir die amerikanische Flagge, errichteten ein sechs Fuß hohes Kreuz und sagten auf dem höchsten Gipfel von Nordamerika ein Tedeum.

Der einzig mögliche Zugang zum Gipfel ist die nordöstliche Kette. Infolge von heftigen Erdbeben im vorigen Juli waren die höheren Grate furchtbar zerrissen, so daß die Gefahr sich erhöhte und die Schwierigkeit und Mühe des Aufstieges immer größer wurden. Schlechtes Wetter und die Notwendigkeit, uns über eine Strecke von drei englischen Meilen einen Weg durch das Eis auszuhauen, verzögerten einmal unseren Vormarsch, während der Aufstieg sich sonst in allen Teilen sehr schnell vollzog. Das Hauptverdienst an unserem Erfolge gebührt der Klugheit und der Umsicht unseres Führers aus Alaska, namens Karstens. Wir hatten bei der ganzen Expedition keinerlei Unfall."

Die Eisberggefahr.

Nachdem sich in letzter Zeit in der Fahrtlinie der transatlantischen Dampfer große Eisberge gezeigt haben, wird die Frage, wie die von ihnen drohende Gefahr rechtzeitig abgewendet werden könnte, von neuem lebhaft erörtert. Ehe die großen Schnelldampfer auf dem Ozean erschienen, war die gewöhnliche Schutzmaßregel, wenn ein Schiff in die Eisberggzone gekommen war, das Herablassen eines Thermometers in das Wasser und die häufige Kontrolle, ob sich ein schnelles Sinken der Temperatur bemerkbar mache. Bei der heutigen Geschwindigkeit von 23 und sogar 25 Knoten ist diese Methode jedoch nicht mehr schnell genug, und man hat nach anderen Hilfsmitteln gesucht. So hat Dr. Coplans von der Universität Leeds einen Apparat konstruiert, der die Nähe von Eisbergen durch Registrierung des Salzgehaltes im Meerwasser anzeigt; je näher der Eisberg dem Schiffe ist, um so geringer ist der Salzgehalt. In Verbindung mit den Regierungen der Vereinigten Staaten und Kanada führt Dr. Coplans gegenwärtig eine Reihe von Versuchen aus, von denen man sich wichtige Ergebnisse erhofft. Auch das frühere Hilfsmittel, der Thermometer, wird in verfeinerter Form von Prof. Howard T. Barnes von Montreal der Schiffahrt im Kampfe gegen die Eisberggefahr wieder nutzbar gemacht. Prof. Barnes benutzt ein Mikrothermometer, das sehr viel feinere Schwankungen als ein gewöhnliches anzeigt und das sich außerdem selbst registriert.

Ein auf den Hochebenen von Ecuador lebender Käfer wird von den Eingeborenen wie eine Kastanie geröstet und verzehrt.

Das Telegraphon.

Die neueste Erfindung des dänischen Erfinders Dr. Poulsen.

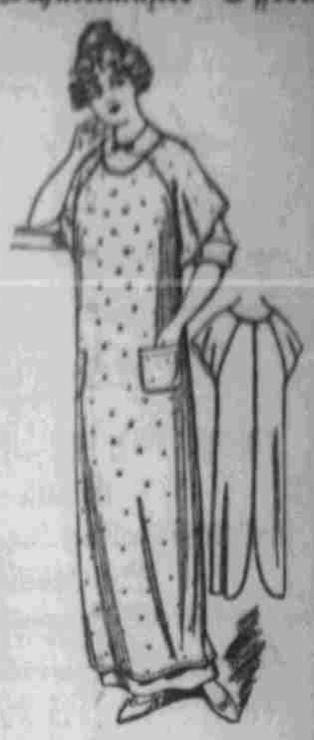
Der dänische Gelehrte Dr. Valdemar Poulsen, dessen Name schon durch bedeutsame Erfindungen auf dem Gebiete der drahtlosen Telegraphie bekannt ist, hat eine sehr geistreiche Vorrichtung erfunden, die die Aufnahme und Wiedergabe von Tönen mit allen feinsten Nuancierungen und unter Vermeidung jeglichen Nebengeräusches gestattet. Das Telegraphon wird dadurch zu einem gefährlichen Konkurrenten des Grammophons und erscheint besonders auf den Gebieten überlegen, die sich in neuerer Zeit das Grammophon in etwas veränderter Ausführung als Parlograph usw. erobert hat. Also überall da, wo eine leicht zu bewerkstelligende Aufnahme ebenso wichtig wie die getreue Wiedergabe ist.

Das Prinzip des Telegraphons ist sehr einfach und erinnert lebhaft an die Einrichtung unserer Telephone. Hier werden ja bekanntlich die Schallwellen benutzt, um mit Hilfe eines Mikrophons und einer Stromquelle elektrischer Ströme von ständig wechselnder Stärke herzustellen. Diese sogenannten Sprechströme entsprechen in ihren Schwankungen genau denen der Schallwellen, durch die sie erzeugt werden. Bei dem Telephon nun werden diese Sprechströme zu dem Empfangsapparat geleitet. Sie umlaufen hier in dem Hörer einen Kern aus weichem Eisen, der entsprechend den Schwankungen der Sprechströme verschieden stark magnetisiert wird und die vor ihm liegende Eisenmembran zu ganz bestimmten Schwingungen zwingt. Diese Schwingungen entsprechen den Sprechströmen und damit auch dem hineingesprochenen Wort selber: die Membran gibt also das gesprochene Wort wieder. Bei dem Poulsen-Telegraphon nun werden in ganz ähnlicher Weise Sprechströme erzeugt und diese auch zu der wechselnden Magnetisierung eines Eisenkerns benutzt. An diesem kleinen Elektromagneten wird nun mit gleichmäßiger Geschwindigkeit ein dünner Stahldraht vorbeigezogen. Der in diesem Stahldraht induzierte Magnetismus ändert sich dann in Uebereinstimmung mit den Sprechströmen. Der Stahldraht behält jedoch seinen Magnetismus bei, so daß längs des vorbeigeführten Drahtes eine mit den wirksam gewesenen Schallwellen übereinstimmende charakteristische Magnetisierung bestehen bleibt. Der Stahldraht entspricht in diesem Zustande also völlig einer Grammophonplatte. Das, was dort durch Erhöhungen und Vertiefungen fixiert ist, ist es hier durch den induzierten Magnetismus.

Will man nun die fixierte Rede reproduzieren, so führt man den Stahldraht aufs neue an den Elektromagneten vorbei. Durch den wechselnden Magnetismus des Drahtes werden wieder wechselnde elektrische Ströme, die Sprechströme, erzielt, und diese Sprechströme sind in gewohnter Weise nun durch einen Telephonhörer hörbar zu machen. Da, wie man sieht, hier im Gegensatz zum Grammophon alle mechanischen Hemmungen, die die unangenehmen Nebengeräusche der Grammophone erzeugen, vermieden sind, so ist die Wiedergabe der Sprache vollkommen rein und natürlich. Es ist erstaunlich, wie selbst das Atmen beim Sprechen ebenso deutlich, wie das auch wohl bei besonders guten Telephonen der Fall ist, von dem Telegraphon festgehalten und wiedergegeben wird. Will man die Lautschrift vom Draht entfernen, so braucht man nur den Elektromagneten mit einer Batterie zu verbinden und so den Stahldraht, während er davor entlang gleitet, kräftig gleichmäßig zu magnetisieren.

Die praktische Ausführung des Telegraphons ist hauptsächlich für den Diktatgebrauch eingerichtet. Der Stahldraht ist hier in der Form von Klaviersaitendraht von etwa 0,25 Millimeter Dicke auf einer Rolle aufgewickelt. Der ganze Apparat hat zwei solcher Rollen, auf die abwechselnd der Draht aufgespult wird. Die Rolle trägt bei den neuesten Konstruktionen ungefähr 5000 Meter Draht, einer Sprechdauer von etwa 25 Minuten entsprechend. Ein kleiner Elektromotor treibt die aufwickelnde Spule an, so daß der Draht immer straff gehalten wird. Vorwärtslauf, Rückwärtslauf und Anhalten des Apparates werden durch einfache Handgriffe geregelt. Beim Anhalten läuft der Apparat sogar ein kleines Stück zurück, so daß der Abhörende wieder in den Zusammenhang kommt, falls er den Faden verloren haben sollte. Ein Zeiger gibt an, an welcher Stelle des Drahtes man sich befindet. Ein Klingelzeichen macht darauf aufmerksam, wann eine Spule ausgewechselt werden muß. Der Apparat ist auch dafür eingerichtet, telephonische Gespräche automatisch aufzunehmen. Es ist interessant, zu erfahren, daß das Poulsensche Telegraphon seine Feuerprobe bei dem letzten Technikerkongreß in Kopenhagen mit vollem Erfolg bestanden hat.

Unsere Schnittmuster-Offerte



9627.

Damenschürze.

Weißer Percale mit schwarzen Tupfen ist hier dargestellt. Das Modell ist mit weiten, kurzen Aermeln geschnitten, in dem Raglan-Stil, und mit runder Halskante. Diese Schürze bietet dem Kleid vollen Schutz und dürfte sich als ein ebenso praktisches wie leicht zu machendes Muster erweisen. Das Muster ist in 3 Größen geschnitten: klein, mittelgroß und groß. Es benötigt 4½ Yards 36zoll. Stoff für die mittlere Größe.

Preis des Musters 10 Cents.

„Neuer Frühjahrs- und Sommer-Katalog mit allen neuesten Moden fertig. Jeder Leserin der „Omaha Tribüne" für 10 Cents zugesandt."

Bestellungs-Anweisungen:

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst dem oben erwähnten Preis an das

PatternDept., Omaha Tribüne

1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Pattern Coupon.

Ich wünsche Muster No.....

.... Zoll, Brust- oder Taillenweite

(Jahre .... bei Kindersachen.)

Name.....

No. ..... Straße .....

..... Stadt .....

Trockenlegung des Zuider-Sees.

Schon wiederholt tauchte in Holland der Plan auf, den gewaltigen Komplex des Zuider-Sees von der Ueberflutung des Meeres abzusperren und dieses Gebiet dann trocken zu legen; die Mittel der Technik schienen aber immer noch nicht zureichend und die Kosten zu hoch, als daß man sich an die riesige Aufgabe herangewagt hätte. Ehemals ein geschlossener Landsee, vereinigte sich der Zuider-See an seinem westlichen Ufer im Laufe der Zeit mit dem Meere und dehnte sich infolge einer Katastrophe, die 80,000 Menschen das Leben gekostet haben soll, im Jahre 1287 auf seine jetzige Fläche von über 3000 Quadratkilometer aus. Nachdem man schon 1849, dann 1874, 1886 und 1902 wiederum Pläne aufgestellt hatte, das große Wasserbecken in Land umzuwandeln, ohne aber zu einem Entschluß zu kommen, scheint ein neueres Vorhaben gesichert.

In dem Projekt ist vorgeschlagen, nach den besten Methoden der Technik, wie sie beim Bau des Panamakanals zur Anwendung gebracht wurden, einen gewaltigen Damm von Westfriesland über die Insel Wilringen nach Friesland zu legen. In etwa neun Jahren glaubt man diesen Damm erstellen zu können mit einem Kostenaufwand von etwa 12 Millionen Dollars. Die gesamten Arbeiten will man in einem Zeitraum von 32 Jahren erledigen, und die hohen Kosten von insgesamt etwa 125 Millionen Dollars zum großen Teil durch den Verkauf des trocken gelegten Landes decken.